

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

60 (12.3.1930) Die Mußestunde

Wie an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Ernst Klein: Der Fluch des Aien. (Göbner-Verlag, Berlin-Bien). In romanische Vergangenheit entfällt der Leser dieses Wert des bekannten Berliner Autors Ernst Klein. Der Fluch eines alten Wunders trifft Stin-

Von Raumann zu den religiösen Sozialisten. In der Schriftenreihe des Mannheimer Verlags der religiösen Sozialisten hat Verfasser Emil Fuchs eine neue Broschüre herausgegeben: Von Raumann zu den religiösen Sozialisten. Der Verfasser gibt darin einen kurzen Überblick über Entstehung und Entwicklung der religiösen sozialistischen Bewegung. Die in kurze Abschnitte geleitete geschichtliche Unterordnung kommt gewiß den Wünschen vieler Mitglieder des Bundes religiöser Sozialisten sehr entgegen, inwiefern als der Verfasser es unternimmt, den eigenen Bekenntnis vom Raumann-Abhängigkeit zum Sozialisten zu lösen. Als erster und verantwortungsbewußter Schriftsteller, dem es an opferbereitem Idealismus nicht fehlt, findet Fuchs den Weg von nationaler Einstellung zum Streben nach internationaler Gemeinschaft. Schade, daß das wenig wissenschaftlich gebaltene Schriftchen durch die Art seiner Darstellung in der Wirkung auf einen kleinen Leserkreis beschränkt bleiben wird. Es bietet einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte der sozialistischen Weltbewegung.

Der Erdball. Illustrierte Monatschrift für das gesamte Gebiet der Naturgeschichte, Länder- und Völkertunde. Vierteljährlich 3.-M. Hugo Bermüller Verlag, Berlin-Vierdecker. Aus dem Inhalt: Jagen vor-geschichtlicher Kulturen auf den Südpolstein, Europäische Einflüsse auf die musikalische Betätigung der Eingeborenen. Wasserfahrten längs der Küste der blauen Adria, und im Raddelboot durch Bangor. Das Wasser im altdeutschen Zauberspiel. Ein Ausflug auf den Vulkan Atitlan in Guatemala. Besonders hübsch und originell ist ein Artikel: das Ehe- und Weibchen bei den Kratt-Schnecken in Mexiko. Die Aufsätze des Dr. Engemann über die Kulturlehren des Leo Frobenius, sowie die erste Fortsetzung des Herausgebers über seine neue „Quadrantenlehre“, die Aien und Amerika in ihren ältesten mythologischen Zusammenhängen zur Darstellung bringt, führen uns zum Schluß in zwar allgemein verständliche, aber gelehrte Gebiete. Die Bebilderung ist durchweg glänzend.

Le Traducteur, eine Zeitschrift in Deutsch und Französisch, beide Sprachen rein und richtig nebeneinander gestellt, wird überall dort willkommen sein, wo Fortschritte schon vorhanden sind und das Behreben besteht, sie in angenehmer Weise weiter zu unterrichten. Herausgeber: kostenlos durch den Verlag des Traducteur in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

5 1/2 Millionen Menschen = 2 Dampfkessel. Wesser die Arbeit von 5 1/2 Millionen Menschen wird durch die Arbeit von 2 Dampfkesseln aufgewogen, die Ford in seinem Erfindertagebuch festgeschrieben hat. Dieses und vieles andere Interessante bringt das Heft der „Atlanis“. 3. Heft. Wagner behandelt ein neu erforschtes Stück aus dem Gesellschaftsleben der Ameisen, von denen die sogenannten brotbackenden Ameisen die gemeinschaftliche Vorbereitung der Nahrung betreiben. In die noch wenig bekannten Zusammenhänge von Produktion und Vererbung bringt ein Aufsatz von Richard Schöndert über die sogenannte Präkation der Ratten ein. Die Heimat der Urmenschen befindet sich zu diesen Orten Europas und anderer Gebiete, aber gerade in Südfrankreich hat sie unter besonders günstigen Bedingungen Aufschluß erfahren, wovon Kurt Wehner erzählt. Julius Eisenstädter behandelt in fesselnder Weise das Weltpolitisches Problem des Kongresslandes. Eine „Zeitschrift und Kunst“ zeigt, wie sehr die technische der gesellschaftlichen Entwicklung des Menschen vorausgeht ist. In der Abteilung „Kritik Wissenschafts“ werden mannigfache Neuigkeiten mitgeteilt. Kurt Schöndert führt uns auf einer sozialen Wanderung durch das Scheunenviertel Berlins. Das Heft „Der Leib“ behandelt die gesunde Ernährung des Arbeiters. Ein Preiselbengedicht besetzt das Heft, das wie immer überaus reich illustriert ist. Der Urania-Verlag in Leipzig stellt jederzeit gern Probehefte und Prospekte feiner gedruckten Zeitschriften kostenlos zur Verfügung. Es bedarf nur einer entsprechenden Aufforderung.

Die neue Linie. Der Sehnsucht des Deutschen nach Italien kommt das Märchen des Monatsgesellschaftsblattes „Die neue Linie“ besonders entgegen. Interessante Beiträge über neue italienische Kunst, das italienische Theater, hervorragende Photographien aus Süd-Italien, interessante Beiträge über die Madonna Mussolinis, ferner die Mitarbeit von Schriftstellers Konrad Wolf: Albert H. Rausch — Nasso di San Secondo — Hans Friedrich Blum — Kurt Schaumann — sichern dem Heft das Interesse aller ungeduldrigen Menschen kultivierter Lebensführung, denen Italien und seine reichhaltige Kultur etwas zu sagen haben. Außerdem werden die praktischen Rezepte, eine besonders reichhaltige Vorsicht auf die Präparationsmethoden, neue Stoffe, Anfertigung, auf die Eleganz der feinen Dinge im Moden-Bild, dem ausgedehnten ausgefallenen Blatt, das nur 1.-M. kostet, wieder viele neue Freunde zuzählen. Es ist in unserer Verlagsbuchhandlung zu haben.

Stille dich vor dem Krebs. Seine wirksame Verbindung und operationslose Behandlung. Von Dr. med. Friedrich Wolf, mit 16 Bildern auf Kunstdrucksteinen, Preis nur 1.25 M.; in den Buchhandlungen im Süddeutschen Verlagshaus G.m.b.H. Stuttgart, Bismarckstr. 41. — Wüßer verläßt man, den Krebs durch Operation und Bestrahlungen mit Röntgen- und Radiumstrahlen zu heilen. Vorübergehende Schmerzlinderung werden erzielt, doch brach diese unheilvolle Geschwulst immer wieder an anderen Stellen hervor. Die neueste, wirklich erfolgreiche Behandlung ist die der richtigen vegetarischen Ernährungsweise, ähnlich der modernen, von Geheimrat Prof. Dr. Sauerbruch befürworteten, vegetarischen Behandlung von Tuberkulose. Es besteht kein Zweifel, daß die Ernährungsweise des Krebses in unserer fleisch- und überweisselernährung und auf unserer ganz naturfernen Lebensweise beruht. So kann der Krebs auch wirklich nur beseitigt und gebildet werden durch eine völlige Umstellung in der Diät, durch eine Bedingung des Stoffwechsels usw. Wie dies geschehen kann, zeigt hier ein in der Krebsbehandlung und auf dem Gebiete der Naturheilmethoden besonders erfahrener und geschätzter Arzt. W. W.

Käselecke

Begleitbild



Wo ist der Vater?

Zwei Käsele

Ich bin ein Käse. Ein „e“ hinein — Gleich werd' ich viermal größer sein!

Ich bin ein Tier, Hieser meist bei Nacht, Ein „B“ davor, dir Schmerzen macht.

Käseleauflösungen

Zifferblatt-Käsele: SCHWANZMEISE 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Wort-Käsele: Annabera.

Nichtige Lösungen fanden ein: August Bimmel, Jett; Jul. Grimmer, Emil Hirsch, W. Haas, Ida Lieb, Karlsruhe; Anna Dts., Ettlingen.

Schlagfertige Antworten

Lustige Anekdoten

Das Pasquillo

Der Name Pasquillo kommt von einer Statue in Rom, Pasquino genannt, der, wo gewöhnlich Anzüglichkeiten gesetzt wurden. Als Ludwig XIV. über den in Rom befindlichen Kardinal von Bouillon unangenehm wurde, befaß er seinem dortigen Gesandten, ihm den Heiligengestirben und das Pasquillo als Großalmosenier von Frankreich abzuführen. Am andern Tage stand der Pasquino da mit Kardinalskleidung angetan und einem Bistum befestigt, worauf zu lesen stand: „Wemirz mich nicht vor Deinem Angesicht, und nimm Deinen Heiligen Geist nicht von mir!“

Ein Wunderkind

„Was halten Sie von einem so außerordentlichen Verstande?“, fragte Lorenzo del Medici einen ausländischen Gefandten, indem er ihm einen fünfjährigen Knaben vorstellte, von dessen Witz und Schlagfertigkeit ganz Florenz wußte. — Der Gefandte meinte: „Kinder von der Art werden im reiferen Alter gewöhnlich dumm!“ — Der Knabe fiel ihm ins Wort: „Sie waren gewiß auch einmal ein sehr kluges Kind?“

„Amaelebr“

Augustus fragte einst einen jungen Menschen, der ihm sehr ähnlich sah, ob seine Mutter nicht wüßte in Rom gewesen sei? — „Nein“, erwiderte der Jüngling, „wohl aber mein Vater!“

Ratten

Ein bekannter Gastwirt, „von anno Krud“ hieß über die vielen Ratten in seinem Haus. „Wie?“ sagte ein Reisender, der eben eine Bege übermäßig teuer bezahlt hatte, „sind Sie damit so sehr geplatzt? Wissen Sie was? Machen Sie ihnen nur solche Rechnungen wie mir! Lassen Sie auf: keine einzige wird mehr über Ihrer Schwelle kommen!“

Der umgedrehte Stiel

Eine wohl unerwartete Antwort erhielt ein bayerischer Richter in einer Prozeßsache von einem angeklagten Bäuerlein. — Auf dem Wege zu seinem Felde, wo er den Dünger ausbreiten wollte, wurde der Bauer von einem großen Hunde gestoppt, der auf ihn mit fletschenden Zähnen losging. Schon wollte das wütende Tier dem Bauer an den Hals springen als das geistesgegenwärtige Bäuerlein die Mistgabel nahm und sie dem Räter berart tief in die Kehle stieß, daß er verendete. Der Hundebesitzer verklagte den Bauer auf Schadenersatz. In der Gerichtsverhandlung herrschte der Richter den Bauer an: „Sie hätten doch zuerst das andere Ende der Mistgabel gebrauchen sollen!“ Der Bauer entgegnete: „Das wilde Vieh ist ja auch nicht mit seinem stumpfen Ende auf mich zugeprungen!“ — Und man mußte diesen klugartigen Einwand selbstverständlich gelten lassen! ...

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Flußbestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

10. Woche 50. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 12. März 1930

März-Gesang

Des Winters letzte Wärmeigkeit und gaues Gähnen schmilzt mit der warmen Sonne ersten Strahlen, und aus den schwarzen schwarzen Winterkrumen kößt neugiervoll schon mancher Halm zum Vort.

Die Flüsse schwellen Hart und wäsen durch Brückenbogen rauschen ihre Macht, die Berge schraubt sich hoch zum blauen Himmel, und alte Leute gehen wärmehungern in die Sonne.

Die Menschen werden gütiger und lächeln wieder, die Strahlen sind verzaubert und die Häuser: durch manche Worte schwingt ein heller Ton, und selbst dem Wetter ist das Leben wieder leichter.

Ein guter Aufbruch ist in jeder Kreatur: mit neuen Säften wächst die neue Kraft, gemaltigt spannt die Sehnsucht ihre Schwingen zum großen Freiheitsziel, zum Glück — Kurt Offenbura. im März.

Eine Stellung

Von Etienne Gril

(Berechtigter Uebertragung von Hermann Lemmerz und Gerhard Schäfer)

Zum dreißigsten Male veröffentlicht die Zeitungen einen Artikel über mich: weder um mich mit Vorbeeren zu schmälern, noch um mich herunterzureißen. Dieser Artikel mußte übrigens eine amtliche Mitteilung sein, denn ich fand ihn in genau demselben Wortlaut in einem Duzend Blätter wieder. Er lautete folgendermaßen:

„Ein harterfüllter Sonderling verläßt zum dreißigsten Male Selbstmord zu begehen!“

Gestern wurden in einem Hotel in der Raubengraben Straße plötzlich die Gäste durch starken Gasgeruch beunruhigt, aus dem Zimmer 25 kam. Dieses Zimmer hatte Herr Thomas Sorribel inne, was unsere Leser nicht überraschen wird. Es handelt sich um jenen seltsamen jungen Mann, der anscheinend seit drei Jahren die Rubrik „Jungheubens“ mit Beifugung belegen will.

Man schlug die Tür ein und fand Thomas Sorribel leblos auf seinem Lager ausgestreckt; ein an den Polizeikommissar des Viertels gerichteter Brief lag, in die Augen fallend, auf dem Tisch. Wie üblich, hat Herr Sorribel die Behörde, auf niemanden einen Verdacht zu werfen, denn es handelte sich um einen Selbstmord. Wie üblich, war man zur rechten Zeit gekommen, um den Unglücklichen von Tode zu erretten, und dies dank der Schnelligkeit des Herrn William Tommen, eines amerikanischen Bürgers und Gastes von jenem Hotel. Wie üblich beleidigte Herr Thomas Sorribel nicht zu knapp diejenigen, die ihn errettet hatten. ...

Man widmete mir eine Spalte, daß dazu mein Bild. Was die Beleidigungen betrifft, so ließ ich mich damit nicht lumpen, um so weniger, als ich eine langweilige Auseinandersetzung mit dem Polizeikommissar voraussetzte, der, wie alle seine Amtsbrüder, das unabweisbare Bedürfnis verspürte, mir eine Moralpredigt zu halten.

Ich leide nicht an Verfolgungswahn, aber ich fange doch an, zu glauben, daß übermenschliche Mächte sich ein wenig meiner beherrschenden Person bemächtigen. Haben Sie niemals einen Menschen gekannt, der trotz des festen Willens, sich aus der Welt zu schaffen, nicht zu seinem Ziel gelangte? Dreißigtausend selbsterlösende Selbstmorde bekunden eine tiefere Unfähigkeit und entehren mich auf immer.

Wie üblich — nach der Ausdrucksweise der Zeitungen — begab ich mich, sobald die Zusammenkunft mit dem Kommissar beendet war, auf die Suche nach Arbeit, überall verschlossen sich die Türen vor mir. Anfangs konnte ich kleine Beihilfsarbeiten finden. Aber man jagte mich bald unter nichtigen Vorwänden davon. Jetzt scheint es, als ob ein guter Genius überall vor mir hergäbe und sich Mühe gebe, mir alle Türen vor der Nase zuzuschlagen. Wenn ich wenigstens des Diners sterben könnte! Ich habe es dreimal versucht, und als ich bis zur äußersten Grenze der Widerstandsfähigkeit ge-

kommen war, in dem Moment, wo ein letzter Bemühtensschimmer mir endlich eine Freude erschloß, weil ich glaubte, es sei mir nun gestattet, — da tauchte eine gute Seele auf und kostete mich voll mit Fleischbrühe und Nudeln, brachte mich wieder auf die Beine und ließ mich dann mit einer kleinen Gardinenpredigt auf die Straße.

Aber Spaß beiseite. Die Leute lachen wohl, man dürfte nie für Zukünftiges einsehen. Wenn ich jedoch wirklich noch hunderttausend Jahre gelte, sondern für isort, sobald das Subjekt von Amerikaner, der so leidenschaftlich mit keinem Raouammi beschäftigt ist, sich bequemt, mir diese Bank ganz allein zu lassen — der einmüßigen in den Buttes Chaumont.

Aber der Amerikaner macht sich nicht nur nicht weg, sondern faltet sorgfältig sein Blatt „Arkansas Herald“, wirft es hinter die Bank, grüßt mich und jagt: „Es freut mich sehr, Herr Thomas Sorribel, die Bekanntheit eines verhehlten Selbstmörders zu machen!“

Zur gewöhnlichen Zeit verachte ich diesen amerikanischen Agent, der aus den Tiefen der Käse kommt, aber in diesem Augenblick bringt er mich besonders zum Kochen.

Ich würde wetten . . . Nein, ich wette um gar nichts, denn ich bin nicht sehr gewichtig in Wetten, und ich hätte diejenige schon verloren, die ich vorhin bald eingegangen wäre. Aber ich spüre eine wahnsinnige Lust, anstatt eine Antwort zu geben, das Kügelchen zu verschlucken, das sich in meiner Westentasche befindet, an der Stelle der Uhr, und einen letzten Seufzer in des Vankees Gesicht zu tun. Aber der fährt fort, ohne sich um mein mürrisches oder unhöfliches Schweigen zu kümmern.

„Ich will Ihnen sagen, warum es mich freut, Herr Thomas Sorribel, weil ich zu einem hohen Preise das Kügelchen kaufen will, das Sie in der Tasche haben, an dem Klage der Uhr. Bereifen Sie!“

Ich begreife nicht und erwarte die Fortsetzung. Der Amerikaner hält mir eine Raouammitablette hin wie man etwa eine Zigarette anbietet und erklärt mir:

„Ich kenne Sie schon seit langem, Herr Thomas Sorribel, genau seit dem fünften selbstgeschloenen Selbstmord. Ich war in Newyork, als ich die Nachricht darüber im „Arkansas Herald“ las, übrigens ein gutes Blatt; ich besitze Aktien davon. Da habe ich das Schiff bestiegen und bin nach Paris gekommen.“

„Einig meinerthalben?“

„Einig Bretwegens! Ich ersuchte die Agentur um Auskunft, wo Sie wären, und die Agentur entdeckte, daß Sie kleine Tiere aus Holz bemalten.“

„Bei Bertal.“

„Stimmt ganz genau. Ich habe Geld gegeben, damit Bertal Sie vor die Türe lebe . . .“

Mein Blut spritzt wild auf! wenn der Amerikaner mich nicht um Kopfschläge übermüde, würde ich ihn auf der Stelle erwürgen. Aber zuerst die Fortsetzung abwarten!

„Ich habe sofort gesehen, daß Sie ein junger Mann von schöner Zukunft wären. Aber dem Glück mußte ein wenig nachgeholfen werden, damit Sie Erfolg hätten. Ich gab nun Geld über und drohte Arbeit bieten, bringen Sie Selbstmord, dann kam ich, um den Strid durchzuführen oder Sie aus dem Wasser zu ziehen, aber um die Tür mit einem Fußtritt einzustößen, wenn Sie genug Gas geschluckt hatten . . .“

Seine große Gestalt weckte in mir keinerlei Furcht mehr; ich werde ihn erwürgen, diesen Mann da, inmitten dieses Parks, keine Gleichgültigen werden sich dazu hergeben, mich zu verdammen.

„Behalten Sie Ihre schwachen Hände nur für sich“, sagte er, sonst fliegt Ihnen ein Faustschlag ins Gesicht, und das würde die Erklärung verzögern. Jetzt will ich nicht mehr, daß Sie sich aus der Welt schaffen, weil Sie den Rekord geschlagen haben.“

„Welchen Rekord?“

„Den Rekord, jawohl. In Amerika habe ich einen jungen Mann zu zwölf Selbstmordversuchen gebracht, und da warf er sich dummerweise vor einen Zug und kam um. Dann ein anderer auf neunzehn, der ist an einer Lunastranke gestorben. Nun wird niemand Ihren Rekord übertreffen. Ich werde übrigens die Augen offen halten. Ich bin William S. Tommen, Inspektor, und ich verpflichte Sie für Amerika, bei hundert Dollar wöchentlich; ich werde Sie dem Publikum vorführen, und Sie spielen dann ein Selbstmörderstück.“

Die menschliche Natur ist wahrhaft voller Wechselfälle; einen Augenblick vorher wollte ich diesen guten Mann erwürgen, weil

es sich meiner Selbstmordabsicht unterwerfe, und jetzt überflutet mich ein Schauer bei dem Gedanken an diesen Stöckel.
„Belge Wunder können hunderte Dollar pro Woche erwirken?
„Ein Selbstmörderstreich?
„Des verfluchten Selbstmordes, wollte ich sagen!“

Der Hund mit den roten Augen

Zu den Gesellschaftsabend des kunstfertigen, vielgereisten Grafen von M. hatten nur solche Gäste Zutritt, die sich damit einverstanden erklärten, kurz nach ihrer Einführung eine interessante und klare Geschichte zu erzählen. Nicht alle konnten auf diese Bedingung eingehen. Solge Rasien aber, ein Finne, erzählte ohne Zögern eine Geschichte, die ich im Nachhinein in all ihren feineren und rätselhaften Einzelheiten und Zusammenhängen wiederzugeben versuche.

Solge Rasien hielt sich, nachdem er mehrere Semester in Helsinki studiert hatte, wieder in seiner Heimatstadt auf. Schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes lief ihm auf einem Spaziergange der Stadt ein Hund zu — ein Hund mit roten Augen. Der Hund war herrenlos. Der Finne nahm ihn mit nach Hause, worüber seine Mutter allerdings entsetzt war; doch ein verdientes, häßliches Tier, nein, das könne sie nicht dulden in ihrer Wohnung; dieses zierliche und ruppige turbaartige Fell, diese roten Augen, nein — das sei ein Höllenhund, ein Hund des Teufels. Solge Rasien ging noch am gleichen Tage zu einem stadtbekanntem Hundelamer, einem Kuffen. Mia Petrowitsch Gerichin sah Rasien erstaunt an, schüttelte lange den mageren Kopf und sagte endlich: „Das ist ein Hund aus Konstantinopel.“ Der Finne lachte belustigt: „Aus Konstantinopel?“ — „Ja!“ meinte der alte Mia, ohne getränkt zu sein, und mit einem Lächeln, als bedauerte er den Finnen ein wenig: „Es ist ein Konstantinopeler Straßenhund!“

Wie aber sollte der Hund von Konstantinopel bis nach Uleaborg in den hohen Norden Finlands gekommen sein? Doch nur durch einen Menschen, der in der Türkei gewesen war! Und Solge Rasien suchte eifrig den Herrn des Hundes; aber anscheinend hatte es sich in Uleaborg noch niemand leisten können, in die Türkei zu reisen. „Ein Hund aus Konstantinopel!“ lachte man und hielt Solge Rasien für nicht ganz richtig im Kopfe. Mia jedoch ließ es sich nicht nehmen, daß der Hund aus dem Orient stamme und Rasien glaubte es schließlich; es war ja auch nicht ausgeschlossen, daß ein Fremder — wenn nicht gerade ein Türke, so doch ein Russe vom Schwarzen Meer — sich in Uleaborg oder sonstwo in der Umgebung aufgehalten und den Hund aus irgendeinem Grunde zurückgelassen hatte. Solge Rasien behielt also, da sich auch weiterhin niemand meldete, den Hund und taufte ihn Peter. Und Seltsames genug erlebte nun der Finne damit. Schließ Peter nachts auf seiner Matte, so konnte er plötzlich aufspringen wie aus einem schweren Traume und mit einem Sprunge an der Türe stehen, und Solge Rasien konnte sich kaum des Grauens erwehren, wenn das schluchzende Weinen und truden leuchtende Heulen des roten Hundes wie das Hinfahren eines in großer Gefahr befindlichen Menschen in die winterliche Nacht hinausdrang und die roten Augen phosphoreszierend glimmend in die Dunkelheit brannten. Als der Hund schließlich allmählich am Mitternacht, erwachte und zur Türe sprang, dort trakte, als ob er hinaus wollte, oder mit weitgeschweiften Flügeln zum Fenster hinaufstarrte, als hätte er draußen auf der Straße einen Mörder gesehen, und dabei zitternd lauschte, da öffnete Solge Rasien die Türe und ließ ihn in die Nacht hinauslaufen.

Peter kam immer wieder. An einem Tage aber war er nicht, wie gewöhnlich, schon am frühen Morgen, sondern erst gegen Mittag zurück, und zwar vermildert denn je. In notigen Bötteln dicke sein Fell zusammen, Geifer schäumte im lebenden Maule, und wie zwei Wunden kafften die Augen im breiten Kopfe; sie bluteten dünn aus den Eibern — die Augäpfel schienen auszulaufen. Solge Rasien dachte, obwohl sich der Hund ruhig verhielt, an Lollwut und ging mit Peter sofort zu Mia. Mati und willig trabte Peter neben ihm her. Am Platzplatz aber, im Menschengedränge, eilte er, an der Leine zerkend und mit der Schnauze an die Beine der Passanten stoßend, wild voran, um plötzlich mit einem Rud stehen zu bleiben. Mit Mühe nur und mit beiden Händen die Leine fassend, brachte der Finne den erschütternd heulenden Hund zu Mia. Der bestürzte Solge Rasien vermutete, als er von dem Vorfalle hörte; der Hund hätte natürlich seinen Herrn gesehen; es sei aber dann verwunderlich, daß dieser sich nicht zu erkennen gab und keinen Hund nicht in Besitz nahm. Im übrigen sei der Hund keineswegs tollwütig. Er sei eben ein besonderes Tier mit besonderen Eigenschaften; und das mit den Augen sei nicht schlimm; das könne mit Kamilleumtschläge geheilt werden. So sprach Mia und beauftragte freischend das erregte Tier. Zum Abschied schärfte er dem Finnen noch ein, den Hund auf keinen Fall von den nächtlichen Streifereien abzuhalten; er würde die sicherlich nicht ohne Grund machen; dieser Hund läge eben so manches, was wir Menschen nicht läßen. Am Abend dieses Tages blieb Solge Rasien zu Hause. Der Hund blutete ungeschert der Ausschläge noch aus den Eibern, und die roten Tränen waren unmerklich gewickelt und phosphoreszierend unheimlich im Lichte der Kerzen. Endlich lag er da. Entsetzt starrte er in die schmalen Flammenbölge des Leuchters, und mehr als bisher benötigte den Finnen an diesem Abend die Gegenwart des Hundes. Feindselig glaubte er die Blide des seltsamen Tieres in sich strecken zu fühlen — er schrak auf, wenn die lautstarken Pfoten auf die Matte schlugen. Am Mitternacht richtete sich Peter wieder auf; keine Augen freilassen und rollten — es waren Augen, erachte der Finne, die einem das Blut erstarren machen —, und sich bäumend und hohl heulend sprang der Hund wieder zur Türe.

Solge Rasien ließ ihn hinaus; er würde schon wieder kommen, dachte er. Aber Peter kam nicht mehr.

Bauern fanden ihn tags darauf im Schnee auf dem Felde vor der Stadt neben den Leiden anderer Männer. Er blutete aus mehreren Messerschnitten am Hals und lag im Verenden. Der Schnee war im größeren Umkreise niedergekrampelt und mit Blutspuren überfüllt. Ohne Zweifel hatte hier in der vergangenen Nacht ein erbitterter Kampf stattgefunden. Die Verwundungen der Männer waren verschiedener Natur; des einen Hinterkopf — man konnte aus keinen Papieren erkennen, daß es sich um einen aus Oestria gebürtigen russischen Sowjetkommunisten handelte — war von zwei Augen durchbohrt, des andern Hals durchbohrt. Offenbar war der Russe von dem anderen Manne erschossen und dieser vom Hund angefallen und getötet worden. Es war anzunehmen, daß der Russe im Auftrage der Sowjetunion gereist und von dem Menschen, der nun mit durchbohrender Keule dalag, aus politischen Gründen ermordet worden war. Dem Russen gehörte wohl der Hund, der ihn in dieser Nacht gerade in den Augenblicken höchster Not fand und ihn zwar nicht mehr retten, doch noch retten konnte. Der Hund hatte seinen Herrn aber lange vor der Mordnacht schon gesucht, ihn lange vorher schon in Gefahr gesehen, und der alte Mia hatte also recht: Der Hund sah mit seinen roten Augen Dinge, die wir Menschen nicht läßen. Es war zwölf Uhr geworden mit der Erzählung des Finnen, und die Gräfin schrak zusammen, als der erste Glockenschlag der nahen Domuhr wie ein schweres, sähernes Boot auf großen Wogen an die Fenster schlingerte.

Ein kleiner Roman

Von Ernst Hoyerichter

Er hieß Klim, und war Bouqredner im Kabarett „Nachtsicht“. Sie nannte sich Mim, eine oberbayerische Gebirgsarian und hatte im Programm ihre Nummer nach Klim.

Durch eine gemeinsame Padergasse lernten sie sich näher kennen. Er ließ ihr Whismintpapier und sie ließ für ihn den Vorhang fallen. In der Bierstube des Restaurants feierten sie Verlobung. Das Gramophon spielte „Das Aufsehen der Nachtbarade“. Er zeigte ihr seine Schulzeugnisse und sie zog ihm hinter den Ohren die roten weißen Haare aus.

Es regnete graue Schleier und war Freitag, als sie Hochzeit machten. Aus der Küche von Bims Hausfrau roch es nach Margarine — da Klim mit dem Wagen ankam. Im Gang stand eine blecherne Siebadewanne. Kinder spielten um sie herum mit einer Klotzprigge „Feuerwehr“. Am Wasenfenster grünten Morzenzweige. Vom Hof des Aufstieges blühten zwei talergroße Silberfrühe herein. Klim fuhr mit seiner Schuppike das gewebte Muster der Fußdecke aus und dachte an den blauen Gummitempel auf seinem Heiratschein. Mim ließ sich ganz in das Schaufenster der Kutsche aufnehmen. Dabei erinnerte sie sich an den rotplüschigen Treppenaufgang eines Schlosses, das in einem Hintertreppentrom vorlam.

Im Ständesamt hantierte ein asthmatischer Bürodiener mit einem Inhalationsapparat. Ueber der Dampfheizung war ein Schnupftuch zum Trocknen aufgehängt.

Er trug seinen Scheitel zurecht. Er fuhr mit der Sand am Rand seines Fußbodens herum.

Die zwei Bekänder kamen angeschlossen. Der Anläger vom „Nachtsicht“ und der Hotelportier.

Sie fühlten sich irgendwie verpflichtet, Stimmung zu machen und trugen neue Witze auf. Der Bürodiener pustete vor Lachreiz in ihre Hochzeitspapiere hinein. . . .

Da trat der Standesbeamte durch die Mitte auf, Schlecht raschiert. Auf seiner Krawatte saßen Brotkrümchen. Klim sehnzte sich Bödel herbei, die sie aufspiden möchten.

Er band die Altenschnur auf, als hätte er ein unfranchiertes Postpaket vor sich liegen. Die Marienfalte bog sich zu einer geistlichen Dachrinne um. Und alle bekamen plötzlich das Gefühl — vorurteilt zu werden. . . . Ameten betreit auf, als sie seinen amtlichen Stempel in sich wie Verletzung verspürten.

Der Anläger hielt es für geboten, eine abschließende Anrede zu halten. Aber Klim trat ihm herabigend auf seine Lackschuhe.

Mim küßte recht auf jedem Treppenaufgang ihren Gemahl ins blutgelbe Gesicht, und immer mit mehr Nachdruck. Sie hatte die weiche Vorstellung, für ewig mit einer schützenden Dede ungewidelt zu sein.

Tiefere feilliche Reaktionen kamen vor so vielem Zeremoniell gar nicht auf. Klim dachte an die verschiedenen Höhen der Trinkgelber, Mim achtete sehr auf ihr anduliertes Haar. Und so ging der ganze Tag hin. Die beiden Bekänder aben um die Wette die Speisekarte auf und ab. Und als das Licht in die elektrischen Birnen zurückflüßte, begann ein weißes, flüßes Fest.

Ihre Seelen klangen als gefüllte Gläser zusammen: „Klim-Mim. . .“ Und die folgenden Tage kamen wie schwingende Eimer zu ihnen.

Vor dem Gasherd probierten sie an den Vormittagen ihre Szenen aus, mit denen sie am Abend zusammen auf keine traten.

Das eine erhobte und vervollkommnete sich am andern. Der Zweiflung Klim-Mim wurde so allmählich zu einem einzigen Ton, der frei und leicht hinjuchzte durch Duette, Szenen und Stillschweigen. Aus dem Publikum des Parketts sties eine Ueberbeweinung von Beifall an ihr Publikum heraus. Von der Galerie plätscherte ein Wellenbruch herüber.

Da mietete sich eines Tages ein Postkretär in ihrem Wohnungsraum ein. Mim traf jeden Morgen beim Wasserholen am Ausgang mit ihm zusammen. Er zeigte ihr seine Briefmarkensamm-

lung. Und dies und das. Doch am Abend noch schickte er auf einer Mundharmonika.

Klim stellte den ganzen Tag über neue Couverts zusammen, reichte und erkannte schmillige Pretrains. Alles wollte er zur Größe ihrer arbeitsigen Einheit vollbringen. Aber so, daß er darüber ihre Seele, die er zum Klagen brauchte, als nun immerdar ihm zur Seite schwingend, anmah.

Er hielt sie so ihm verbunden, daß er ihre Pflege ganz vergaß. Indes der Postkretär jede Nacht seine Mundharmonikastänge durch die Tapede schickte.

Und Seelen haben etwas vom Wind. So etwas Unbegreifliches, Unbegreifliches! Daß bald Bims Innerstes mit jedem Tag erwarter nach der Wand horchte und ihr Herze hin und her schlug wie ein Kammerfeuer, das der Hölle verzehrt.

Klim merkte es zuerst an dem Leisen Vibrieren ihrer Stimme, die ihm bald manche Nummer gefähdern mußte. Das Zusammenpiel bekam Risse und Löcher.

Bald trugen Klim und Mim ihre Nummer wieder gesondert vor. Jedes für sich. Und sie solate im Programm wieder nach ihm. Bis sie endlich gänzlich aneinander vorbei spielten, lebten und liebten.

Zwar hatten sie noch immer die gemeinsame Padergasse, er gab ihr Whismintpapier und sie ließ für ihn den Vorhang fallen. Zwischen Klim und Mim war des Postkretärs Mundharmonika spiel mit seiner Kleintrommel mit solcher Macht getrieben, daß bald unter ihnen kein Wort mehr war.

In Bims Seele blühte die Kleintrommel, die durch Schminke, Vorhang und Applaus verflüchtigt lag, wie ein junger pfingstlicher Garten auf. Klim war vor eine hohe Mauer gestellt. Er hatte immer gedacht, daß auch ihr — wie ihm — der Abend mit Gardine, Schminke und Applaus das Höchste sei, das sie beide auf immer gleich hoch zusammenbinden könnte. Auch er sah ein, daß die Seele etwas Wunderbarer ist — als ein Spekulationsobjekt.

Und er wollte ihr das Leben ihrer letzten Kinderbegehrt erfüllen — die stille Welt, das kleine Glück.

So trat er vor Mim hin — und sie losten einander alle Anst. Verirraden sich alles — und tanzten eines Tages um den Postkretär Ringelreihen. . . . Daß der nicht wußte wo aus noch ein. „Es sind halt Theaterleute!“, sagte er vor sich hin und flehte eine neue Briefmarke in sein Album ein.

Aber Klim und Mim waren bald nie mehr auf einem Podium zu sehen. Er fand eine Stellung als Buchhalter in einem Reichhaus. Addierte von früh bis nachts Padergasse für fünf Anferrenontzahren, Knabenanzüge und Firmungsgelder. Und nicht lange dauerte es, da machte Mim ihr weißes Hochzeitskleid mit der Bürtinte ihres Mannes rotrot.

Und doch! Dann und wann, wenn Klim vom Ante heimkam, spielten sie vor dem Gasherd eine ihrer Szenen vom „Nachtsicht“ her. . . . Keine wie Gitterklang, sang es wieder durch den warmen Raum hin „Klim-Mim. . .“

Der alte Fuchs

Erzählung von Werner Brachwitz

Es war einmal ein Fuchs, ein alter Geselle, aber nett und lieb zu seinem verhältnismäßig jungen Weibe. Trotz des Altersunterschiedes paßten sie so richtig zueinander, und liebten sich auch. Und gerade zu der Zeit, es war so im März, als die junge Frau Fuchs Mutterreuden erwartete, da vergrämte man den alten Fuchs aus seinem Revier, das er vier Jahre lang bewohnt hatte. Da war ein junger Jäger gekommen, der ihm mit allen Feinheiten aufsetzte. Nächste lag der Jant auf der Lauer, machte sattnge, woblreichende Fallen an allen Ecken und Enden sudecht, und brachte es eintens tatsächlich fertig, dem alten Fuchs zwei Dreierlöcher ins rechte Hinterbein zu laden. Es war gerade zur Zeit der Hühnerjagd und ein Glück, daß der Jäger nicht eine Kugel geladen hatte.

Der alte Fuchs lachte dazu, hinkte ein bißchen, aber machte sich nichts draus. Sein Bau lag wohlversteckt, er kannte alle Hühnerställe der Umgebung. Das konnte kommen. Und Sagen gabs auch noch genug. Am Hofstalle. Man sah in seiner Familie Bühner lieber. Die konnte man ganz verspeisen. Bei Hasen taunte bloß der Vorderbein was.

Aber im März, gerade als die Füchsin leidend war, entdeckte der junge Jäger den Bau des Fuchses. Der Alte bemerkte es an den Spuren rings um seinen Bau und er sagte zu seiner Frau: „Wir sieben aus. Es tut mir leid, diese Schöne, und man kann sagen, komfortable Wohnung aufgeben zu müssen. Aber wir sind entbedt. Los und auf.“

Und sie liefen einen Tag und eine Nacht, und wieder einen Tag und eine Nacht. Und kamen in eine Gegend, die dem alten Fuchs gefiel. Großer Wald, weite Felder, da und dort ein Dorf, zwei alte Jäger wirtschen umher mit lahmen Hunden. Der eine der Rötter wäre dem alten Fuchs einmal beinahe auf den Schwanz gestreuten.

Und er suchte einen Platz für den Bau und fing mit Nacht an zu graben. Die Füchsin lag im Gras und könte, „Marie nur, meine Jantigstlebe!“ sagte der Fuchs, der im Schwitz dampfte. „Bald bin ich so weit. Sol' Hum hole ich noch Moos für dein Lager und dann kannst du dich mal ordentlich auschlafen. Ich werde dann erst mal die Umgegend untersuchen. Das Kaninchen gestern war sehr maer.“

Als der alte Fuchs eines Tages von seiner Jagdtour zurückkam, war er Vater geworden. Drei ganz reizende Füchslin saßen an der Mutter, die äußerst wohl war und ihren Mann liebend anblickte.

„Daß du mit vielleicht etwas mitgebracht!“ sagte die Füchsin. „Ich habe Hunger!“ Das Wort schnitt dem Alten in die Seele.

„Ich habe noch nichts die richtige Nahrung hier!“ Ein laich wieder da!“ Und jante los.

Es war bereits dunkel. Der Mond stand am Himmel. Beidiesen düstern sah am Waldesrand. Man sah die Lichter des Dorfes. Die Turmuhre schlug die zehnte Abendstunde. Und der alte Fuchs schlich durchs Dorf auf seinen Gähnen, die Kule hing bis auf die Erde.

Der alte Nachtwächter Stephan stand in der Ecke an der Kirche und sah den Fuchs. „Aha!“ sagte er. „Das ist wieder Lehrer Wimmels Jim! Aha! Dem werd' ich!“ Und er schrie den alten Fuchs als den Hund Lehrer Wimmels auf! Immer ließ dieser Lehrer seinen Hund allein nachts auf die Straße. Nachts er ihn doch ein-schließen! Das gab diesmal zwei Taler Strafe. Totschlagen müßte man das Biest!

Der Fuchs schlich um die Kirche herum und durch eine Seitengasse. Und da hing an einem Küchenfenster eine Gans, schon weißglänzend, ein wirklich stattliches Tier. Der Alte guckte sich einige Male um, dann hatte er noch kurzer Mühe die Gans gefakt. Ein Kauf und er rüßte mit ihr ab.

War das ein Fest in dieser Nacht bei der Familie Fuchs. Selbst die Jüngsten lekten bereits an dem ungekochten Braten.

„Ja aber! Bis jetzt war alles schön und gut. Aber am nächsten Morgen vernichte der Lehrer Wimmel seine Gans. Und die Behörde sandte ihm ein Strafmandat über sechs Mark wegen „Frei-überlaufen seines Schafherdes!“ Und der Hund war die ganze Nacht in der Wohnung gewesen. —

„Das war ein Fuchs!“ erklärte Förster Sachseber und strich sich den Bart. Und der ganze Stammtisch stimmte ihm zu, und sie schlugen mit der Faust auf den Tisch und schworen sich gegenseitig die den Fuchs zu kriegen. —

„Fuchs du hast die Gans gestohlen, aid sie wieder her!“ So sangen die Kinder des Dorfes im Walde, als sie Leberblümchen und Weissen suchten. „Wo bist du arstiger Fuchs. Warte, die werden dich hochhaken!“

Und der alte Fuchs hörte das! „Wir müssen fort!“ sagte er zu seiner Frau. „Die Luft ist nicht mehr rein hier. Ich bin entbedt. Auf und los!“ Und sie folgte ihm. Er nahm zwei Gänge umföhen die Wippen, sie eines. Und so trakteten sie los, abends gegen 10 Uhr. Am Waldesrand duckten die Weissen und im Dorfe blinften die Lichter. Ihre Spur ist verloren gegangen.

Welt und Wissen

Ein Kiejenmeteorfall. Der größte in historischer Zeit beobachtete Meteorfall ist der im Stromgebiete der steinernen Tungaska gesehene, der erst in neuester Zeit von Professor Kulik genauer untersucht wird. Am Morgen des 30. Juni 1908 gefah bei klarem Himmel ein für die Bewohner des zentralen Sibiriens ungewöhliches Ereignis; eine riesige Feuerkugel, heller als die Sonne, zog über den Himmel. Mit kosmischer Geschwindigkeit jagte sie in der Richtung Nord-Nord-Ost dahin, überflog in wenigen Sekunden den Kreis Kamsk, die Flüsse Uda und Angara und zog dabei die Aufmerksamkeit der Beobachter in einer Entfernung von 450 Kilometern auf sich. Sie sauste mit einer Gewalt, daß Menschen und Viehe zur Erde fielen und Fenster und Türen aufsprangen. Zwischen der steinernen Tungaska und der Weissenflüssen der Tschugaja grub sich im Norden der Kiejenmeteor in die Erde. Der Einschlag wurde von den Seismographen des Irkutsker Observatoriums als ungewöhnliches Erdbeben registriert. Der Donner der Explosion verbreitete sich über ganz Zentralibirien und wurde von Zehntausenden von Menschen gehört. Eine riesige Waldfläche mit bis zu 40 Metern hohen Bäumen wurde durch den gewaltigen Aufdruck am Flusse Tschamba zu Boden gedrückt und zwar ein Streifen von 50 Kilometer Länge und 100 Kilometer Breite. Weit über 1000 Kenntiere der dort wohnenden Tungusen sind getötet worden. Große Waldgegenden sind durch die glühenden Gase, die das Meteor umgaben, verbrannt. Noch heute, nach 21 Jahren, steht man die verbliebenen Baumstümpfe ohne Zweige und Rinde stehen. Die Gegend, in der der Einsturz erfolgte, macht den Eindruck einer Mondlandschaft. Zahlreiche Kratertrichter von 10 bis 30 Metern Durchmesser bedecken den Erdboden, an dessen Stelle vor der Katastrophe grüner Urwald gestanden hat.

Die Sternschnuppen und Meteore, die zum größten Teile Trümmer aufgelöst oder sich auflösende Kometen sind, bringen mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 70 Kilometer in der Sekunde aus dem Weltraum in die Erdatmosphäre ein. Infolge dieser ungeheuren Schnelligkeit wirkt die Luft wie ein fester Körper. Die Meteore reiben sich glühend und geschellen regelrecht an dem Luftpanzer der Erde in zahlreicher Menge. Auch bei dem sibirischen Kiejenmeteor verhielt es sich so, und es besteht bei einigen Gelehrten die Ansicht, daß es ein großer Trümmer von dem periodischen Kometen B o n s e W i n n e d e war, da die Erde im Juni 1908 ihre größte Annäherung an die Bahn des Kometen hatte.

Die ide, unrichtige Gegend im Innern Sibiriens und höchst unsicheren Nachrichten und Gerüchte über dieses Ereignis, verbunden mit den Kriegs- und Umwälzungen Russlands, machten es der Wissenschaft erst nach zwei Jahrzehnten möglich, das gesammelte Material zu bearbeiten. Professor Kulik ist von der Leningrader Akademie der Wissenschaften am 26. Februar 1929 mit einer neuen großen Forschungs Expedition in das Meteorfall-Gebiet entsandt worden und gegenwärtig dort tätig. Es wurde außer allen notwendigen Instrumenten und Apparaten ein Proviantvorrat für anderthalb Jahre mitgenommen. Wir dürfen also mit Recht erwarten, daß die nächste Zeit uns mit interessanten Ergebnissen der sibirischen Meteorforschung überraschen wird. Rr.